

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

348 (16.12.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Das Christuswort.

Des Haffes Springflut, hundert Völkerherden
Zerschellen in Ohnmacht vor deutschem Geist;
Triumph krönt seine Banner, und auf Erden
Ist keiner, der ihm den Sieg entreißt.
Doch nun kein Harnisch fester noch genietet,
Schärfer sein Schwert, blickt er mild übers Land:
Er zum letzten Schlage ausholt, bietet
Der Stärke noch einmal die Friedenshand.

Will sich die Weihnachtskunde neu erfüllen,
Die aus der Sternennacht niederrann?
Es hält die arme Welt in Donnerbrüllen
Der Schlacht erschauernd den Atem an.
Des Frühlings roter Tag ist angebrochen,
Glanz weht und Duft ums kahle Gesträuch,
Alldeutschland hat das Christuswort gesprochen —
Antwortet ihm! Es ist an euch!

Caliban (im Tag).

Dezembermorgen.

Von Alexander Büttner.

Zwielicht draußen. Jener matte Dämmer, der
nur mit leichem Griffel gespensterhafte Bilder in
den erwachenden Dezembertag zeichnet. Ich sehe
im Fenster und schaue zwischen den rantigen Eis-
blumen auf die Straße hinab. Blasse Häuser er-
heben und dunkle Bäume mit ragenden Armen.
Einer Decke Länge zieht sich die trübe Straße hin-
unter. Und drüben, in den Anlagen duden sich
Sträucher. Vom Himmel wirbeln Schneeflocken,
lustige, kleine, tanzende Sterne, und dann
große, milde, glanzlose. Ob sie Seelen haben, wie
die Menschen, und Leben und Gefühl, das sie so
verschieden hernieder taumeln, auf Wege, Bäume,
Dächer und Gassen? — Ganz leicht legen sie
sich nieder, flüchtigen Flöckchen, trübe und lustige.
Sie schmiegen sich eng aneinander, wie Liebende,
und ruhen aus. Denn sie sind müde, ihr Weg
war weit, vom Himmel zur Erde — Und an-
dere neue rieseln auf sie herab, decken sie zu, daß
sie ungestört träumen und schlafen können.

Zimmerfort, unermüdet wirbelt es durch die
Luft. Und die Dächer färben sich heller. Schicht
auf Schicht legt sich, es wächet und weitet sich, fällt
auf Fenster und Gassen, ebnet Tiefen und Gräben und
füllt bald alles in schimmerndes Weiß. Die La-
ternen haben sich helle Köpfe angelehnt, und
die Decken einen Hermelinmantel übergezogen, und
die gestülpten Weidenzweige in den Anlagen, die
wie Bärenzungen aussehen, halten dicke Schneeballen zum Wurf bereit.

Schnee — Schnee, überall und immer nur
Schnee, der unaufhörlich niederleitet, unheimlich
alles überzieht, sacht, verhöhnt alles unter sich
begradigt und nicht mehr innehalten will in seiner
Zotengräberarbeit. Schlechtlich ist's nur noch eine
einzigfarbige Farbe zwischen Himmel und Erde: Weiß,
das fort und fort mehreres, türmendes, fast
unverwundliches Weiß.

Da kommt in das einödrige Hell des Himmels
ganz plötzlich ein Schieben und Drängen. Ein
matteverwimmertes gelbliches Ruten setzt ein.
Und auf einmal lugt die Sonne durch das trei-
bende Schneegewölk. Milliarden Demanten,
sprühender, funkelnder, glitzernder Demanten
spritzt sie gleich einer See auf die Erde hernieder,
die im Brautengewebe prangt, und es nicht ablegen
mag, sondern glänzen, funkeln und leuchten will.
Die Eisblumen am Fenster werden neidisch.
Sie wollen auch in Schönheit leuchten und gleiten.
Schloß stehen sie, weiße, wunderbare Gebilde,

Gräser und Blüten, Stiele und Dolben. Starr
und unburchdringlich. Da trifft auch sie das
Sonnenlicht, und sie beginnen zu glitzern. Sil-
bern strahlen ihre Fasern und Aehren, hell
leuchten ihre Kronen. Funken sprühen aus ihren
Kedeln. Und während das Silber sich langsam in
Gold wandeln möchte, sterben sie. Die Sonne, die
alles weckt und tausendfach Leben gibt, küßt sie
mit glühendem Todeskuß. Und ihre Seele haucht
als bleiche, stille Träne ihr Leben aus...

400 Jahre Post.

Es war im Jahre 1516, als Franz von Tassis,
ein Sproß der Mailänder Familie Tassis, mit dem
Wiener Hofe ein Abkommen einging, demzufolge
er sich als „Postmeister des Kaisers“ verpflichtete,
eine händliche Postverbindung zwischen Wien und
Bregenz einzurichten. Diese „reitenden Boten des
Kaisers“ genossen freies Durchreiserecht durch alle
Staaten des Deutschen Reichs und breiteten sich
bald auch nach Italien, Paris, Südfrankreich und
Spanien aus. Ihnen folgten innerdeutsche Post-
kurse zwischen Nürnberg und Frankfurt und im
Norden bis nach Hamburg hinauf. Durch diese Er-
weiterung ihrer postalischen Befugnisse und die da-
mit verbundenen Vorteile gelangte die Familie
Tassis, deren Vorfahr mit treuem Eifer die
Notwendigkeit eines weitverzweigten Postdienstes
erkannt hatte, zu immer größerem Ansehen und
Reichtum. Bis zu dem Jahre 1516 hatte in Deutsch-
land nur eine Art von örtlich begrenztem Boten-
wesen bestanden. Die großen Reichs- und Landes-
höflichkeit hatten zwar schon damals eine Art primiti-
ven Postverkehrs eingerichtet, war aber außerhalb
dieser Gebiete seinen Zweck hatte und Mittel-
lungen oder Sendungen zu befördern wünschte,
musste sich meist zufällig vorbeireisender Kaufleute,
Handwerker oder Marktleute bedienen. Bereits
Ende des 16. Jahrhunderts hatte das Postwesen
der Familie Tassis einen solchen Aufschwung ge-
nommen, daß ihre Einnahmen die Höhe von mehr
als hunderttausend Gulden jährlich erreichten.
Im Jahre 1615 wurde das derzeitige Doerhaupt
der Familie unter dem Namen Raimond von
Turin und Tassis in den Grafenstand erhoben und
zum kaiserlichen Reichs-Postmeister ernannt.
Dieses Amt wurde ihm jedoch nicht nur
persönlich verliehen, sondern ging als eigens für
ihn eingesetztes „Regal“ als Lehen auf seine Erben
über.

Die durch die spanisch-habsburgische Monarchie
geschützte, nicht zu unterschätzende Nachstellung der
Tassis machte anderen privaten Unternehmern, die
ebenfalls die Einrichtung von Postlinien anstrebten,
einen Wettbewerb fast unmöglich. Nur die
Landesposten der einzelnen Fürsten, die sich wei-
geren, das vom Kaiser aufgestellte Reichs-
Regal anzuerkennen, und die darauf bestanden, in-
nerhalb ihres Gebietes eigene Landespost-Regale
auszuüben, vermochten es, der kaiserlichen Allein-
herrschaft einigen Abbruch zu tun. Als Wert-
maßstab verdient in dieser Beziehung erwähnt zu
werden, daß der Kaiser selbst in den österreichischen
Erblanden ein eigenes Postwesen gründete, das er,
unbeschadet der anerkannten kaiserlichen Privile-
gien, wie es die meisten Fürsten mit ihren Landes-
posten taten, an den Reichsständen, zuletzt (1627)
an die Grafen von Paar verpachtete. Erst im
Jahre 1720 löste Karl VI. das kaiserliche Post-
erblehen offiziell auf und nahm gleichzeitig das
Postwesen für den österreichischen Staat in An-
spruch.

Mit diesem Eingriff in seine „heiligsten Rechte“
gab sich das Haus Tassis jedoch keineswegs zufriede-
nen; es machte nach wie vor seine Ansprüche auf
das Regal geltend, bis der Zusammenbruch des
Deutschen Reichs ihnen schließlich ein gewaltsames
Ende setzte. Gleichwohl erzielten sich ein-
zelne Zweige der Tassis'schen Postverbindungen auch
noch fernherhin: in Bayern erfolgten sie erst 1808,
während Württemberg trotz Einführung staatlicher
Postlinien die Tassis'schen Posten erst im Jahre 1851

endgültig abschaffte, wofür anderthalb Millionen
Gulden Abfindung gezahlt wurde. In Hessen-
Darmstadt, Nassau, Frankfurt a. M., Kurhessen
und den thüringischen Staaten lebte das Thurn
und Taxis'sche Postwesen sogar bis zum Jahre 1866
fort, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, an dem der preu-
sische Staat den Postverkehr dort gegen neun Mil-
lionen Mark Abfindungsgebühr an sich brachte.

Allerlei.

Der brüllende Loh.

Von Landsturmann Otto Bentin.

Wir haben einen neuen Zugführer bekommen.
Um die Mannschaften auf ihre Alarmbereitschaft
zu prüfen, befohl er neulich dem Posten auf der
Brücke, sich hinzulegen und kräftig um Hilfe zu
brüllen, während er sich selbst ins Schilderhaus
stellte. Die Wache befindet sich etwa 100 Meter
vom Posten entfernt. Auf Posten befindet sich
Kamerad G., ein sehr langsam sprechender und
mit nicht allzu großen Geisteskräften begabter
Mann. Lassen wir ihn selbst erzählen:

Also wie ich uff Posten siehe, kommt der Feld-
webel-Leutnant und sagt, ich soll mir hinlegen
und um Hilfe brüllen. Wacht soll ich machen? Ich
lege mir hin und brülle H-l-l-ke! H-l-l-ke! Wacht
soll ich dir sagen! Schreit einer von de Wache:
„Wacht brüllst du, bist wohl verrückt geworden, dir
beißt doch keiner, sieh man wieder uff!“ Na, ich
denke: „Ihr werdet ja einen schreien Anführer
vom Leutnant kriegen, will doch sehen, ob ich ver-
rückt bin oder ihr!“ und brülle weiter H-l-l-ke!
Wieder schreit einer von unten: „Wenn du jetzt
nicht die Schanze hältst, kommen wir ruff und
haben dir die Fackel voll!“ Ich denke wieder:
„Kommt man, wolln ja sehen, wer de Fackel voll-
kriegt!“ und brülle H-l-l-ke! Da sagt aus der
Schilderhaus der Leutnant: „So, jetzt haben Sie
sich verblutet und sind tot!“

Ich schweige also stille und bin tot. Der dauert
eine halbe Ewigkeit und ich brülle vor lauter Ver-
zweiflung, denn de Wache nich kommt, nochmal uff,
H-l-l-ke! Der Leutnant ruff wieder uff Häus-
chen: „Sind Sie stille, Sie sind doch jetzt tot!“ Also
helle ich mir lang out. Da endlich kommen zwei
Mann de Treppe ruff und wie sie mir liegen sehen,
sagt wieder einer, trotzdem ich mit de Dogen
pinte: „Wacht seht dir denn, bist wohl tatsächlich
verrückt geworden?“ Ich richte mir uff und will
trude an zu schimpfen anfangen, da kommt der
Leutnant aus Schilderhaus und sagt zu die beide:
„Das ist also Ihre Alarmbereitschaft! Wenn
Hilfe gerufen wird, und noch dazu vom Posten,
so haben Sie alle so schnell wie möglich zu er-
scheinen. Ihr Kamerad ist auf der Bahn ver-
unglückt, oder von den feindlichen Beobachtern
gestochen worden. Jetzt hat er sich verblutet und ist
tot, nun sehen Sie zu, was Sie mit ihm machen!“
Damit geht er, und die beiden fliehen ihm ver-
blüfft nach. Na, und ich habe ihnen noch meine
Meinung gesagt, daß sie keine gute Kameraden
wären. Jetzt wollen sie mir noch verarschen, denn
ich als Doter jehrrt habe! Ich jebe ja zu, daß ich
ein langsam und kein lauter Drogen habe und
denn die ganze Brillerei ein bißchen komisch war,
aber dafür kann ich doch nicht; mir so zu verulken!

(Aus der Kriegszeitung der 7. Armee.)

Die Ueberlegenheit des deutschen Flugweins.
Die feindlichen Weimächte haben lange Zeit die
zahlenmäßige Ueberlegenheit im Luftkampf ge-
habt und auch die technische für sich in Anspruch
genommen, die in der raschen Steigfähigkeit der
Flugzeuge beruht, die die Möglichkeit gewährt,
wie ein Raubvogel den Gegner von oben her
anzugreifen. Deutscher Erfindergeist hat nun-
mehr auch hinsichtlich dieser wichtigen Waffe un-
sern Feinden den Rang abgelaufen. Die zu-
sammennahmende Urteil beruht englische Zeit-
schrift „Aeroplane“ stellt fest, daß die Deutschen

in den letzten Monaten überraschende Fortschritte
in ihren technischen Mitteln für den Luftkampf
gemacht hätten. England habe schwer zu kämp-
fen, um sich dagegen zu halten. Deutschland
habe eine Anzahl von Typen kleiner Doppel-
decker hergestellt, die besonders durch ihre Mo-
tore Erstaunliches leisten. Die Steigkraft der
Spantenmaschine sei außerordentlich schnell, so daß
die Deutschen sich auf einer Höhe von 17- bis
20 000 Fuß (5200-6100 Meter) bewegen können
gegen 12- bis 15 000 Fuß (3700 bis 4600 Meter)
englischer Höchstleistung.

Die von der deutschen Heeresleitung amtlich
mitgeteilten Monatsergebnisse der Luftkämpfe
haben unsere Ueberlegenheit ziffermäßig nach-
gewiesen. Es ist daher nicht uninteressant, von
feindlicher Seite diesen deutschen Erfolg befrä-
tigt zu sehen und seinen Grund zu erfahren.

Malaria und Fiebergummibaum. Seit den
letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts
pflegt man den „blauen Gummibaum“ oder den
Eucalyptus in Bezirken anzupflanzen, in denen
das Malariafieber grassiert. Ursprünglich, weil
man glaubte, daß der Meißelbaum dieser Bäume
an ätherischen Ölen das Ausbreiten der schäd-
lichen Dünste verhindere, die die Krankheitsstoffe
mit sich führten. Erst die Entdeckung, daß die
Malariaerreger durch Mücken dem Blute zuge-
führt werden, hat die wahre Ursache der Krank-
heit festgestellt. Obwohl nun aber die Theorie,
daß der Gummibaum den giftigen Dünsten ent-
gegenwirke, sich als nicht richtig erwiesen
habe, blieb dennoch die Tatsache bestehen, daß die
Malaria überall da abnahm, wo größere Gummi-
baum-Pflanzungen bestanden. In einem ge-
wissen Gebiet in der Nähe von Algier sind be-
sonders die Verhältnisse ganz andere ge-
worden, seitdem dort Tausende von Gummibäumen
gepflanzt wurden. Früher hatte in jener Gegend
eine besonders bössartige Form der Malaria ge-
herrscht. Zwölf Monate nach Anpflanzung der
Gummibäume war die Epidemie fast gänzlich er-
loschen. Die Erklärung hierfür liegt allerdings
auf einem ganz anderen Gebiet, als man sie früher
gesucht hatte: der Fiebergummibaum ab-
sorbirt nämlich von allen Bäumen das meiste Was-
ser. Folgendes Experiment veranschaulicht den
Gehalt der Erde. Setzt man eine Gummi-
baum-Pflanze und eine Flaumenbaum-Pflanze
mit den Wurzeln in eine Flasche Wasser, stellt
diese in einen warmen Raum und stellt nach Ver-
lauf von 24 Stunden wieder nach, so wird man
finden, daß der kleine Gummibaum viermal so
viel Wasser aufgesogen hat, wie das Flaumen-
baumchen. Und da der blaue Gummibaum mit
großer Schnelligkeit in die Höhe schießt, so nimmt
die Menge des aufgenommenen Wassers ebenfalls
sehr rasch zu. Dieser Umstand ist es, der dazu
beiträgt, den Malariaerregern auszuroten. Das
schädliche Insekt bringt nämlich sein Larvenstadium
in Wasserpfützen zu. Sobald nun Fieber-
gummibäume auftreten, verschwinden solche Tümpel
und morastige Stellen alsbald; den Mücken-
trägern ist damit ihr Nährboden entzogen. Die Krank-
heitsträger haben also keine Lebensmöglichkeit
mehr und verschwinden, und so wird die betref-
fende Gegend Malariafrei.

Von der Bagdadbahn. Mit dem kürzlich voll-
endeten Durchbruch des Taurus-Tunnels im
Taurus-Gebirge ist das letzte technische Hinder-
nis für die endgültige Fertigstellung der Bag-
dad-Bahn behoben, und die 42 Kilometer lange
Strecke zwischen Dorak und Kora Bumar kann
ausgebaut werden. Naher dieser Strecke fehlt
noch, wie die Zeitschrift des Vereins deutscher
Ingenieure berichtet, ein ungefähr 500 Kilometer
langes Zwischenstück auf der Strecke Aleppo-
Mosul. Der Bau dieses Teiles konnte wegen
der Schwierigkeiten, Baumaterialien herbeizu-
schaffen, nicht beschleunigt werden. Sobald die
Zufuhr auf der Bahn möglich ist, wird auch hier
der Weiterbau in Angriff genommen werden.

Die Bezwingung der unteren Donau.

Von Dr. Stephan Steiner.

Sofia, Ende November 1916.

Seit der rumänischen Kriegserklärung stand ein-
mal der ganzen unteren Donau nur eine dünne
bulgarische Kette, deren Aufgabe es war, einen
eventuellen Versuch der rumänischen Streitkräfte,
die vielverweigte Sumpfigkeit des breiten Strom-
gebietes überquerend, in das nordbulgarische Lan-
d einzuwachen, zu vereiteln und dadurch den un-
gehinderten Verlauf unserer Operationen in der Do-
nau zu sichern. Der Uebergang der Rumänen
auf dem Ra d o w o dank des geschickten Grenz-
wächters auch so gründlich, daß den Rumänen
für alle Zeit die Luft genommen wurde, ein ähn-
liches Unternehmen nochmals zu wagen. Seitdem
ließ an der unteren Donau alles ruhig, kaum daß
die und da eine schwache Kanonade dieses Verhält-
nis der gegenseitigen Beobachtung fürte. Nach
dem siegreichen Vordringen der deutsch-bulgarischen
Heere in der Dobrudscha hatte sich dieser Zustand
auch nicht viel geändert, da die von allen Seiten
in die Defensive gedrängte russisch-rumänische Ar-
mee nicht in der Lage war, einen erfolgverspre-
chenden Vorstoß über die Donau, und die deutsch-bulgarische
erfordern hätte, zu wagen, und die deutsch-bulgarische
Streitkräfte sich mit Demonstrationen an der
Donaubarriere begnügt hatten. Im gegenseitigen
Kamer wurde nach der Einnahme der Linie Cerna-
voda-Konstanza angenommen, daß die Streitkräfte
der Verbündeten sich jetzt an irgend einem Punkt
der Donau versammeln werden, um die bereits
anlässlich der serbischen Operationen durchgeführten
Uebergangs-Operationen jetzt gegen die rumänische
Donau auszuführen, und man sorgte auch für die-
sen Fall durch Heranziehung starker russischer
Kräfte vor. Doch vergebens. Obwohl die öster-
reichisch-ungarischen Monitore durch ihre häufigen
Vorstöße diesen Glauben erweckten, daß die Er-
gebnisgünstigkeit die Vorzeichen einer baldigen
Ueberwindung seien, blieb am bulgarischen Ufer
alles still, und im Verlauf des ergebnislosen War-
tens kamen die gegnerischen Armeeteilungen zu
dieser Ansicht, daß das schwierige Unternehmen
des Donauüberganges deutschseits gänzlich auf-
gegeben wurde.

Inzwischen hatte man bei uns alles zum
Uebergang vorbereitet. Die Aufgabe, die un-
ser Heer hier zu bewältigen hatte, war nicht ge-
ring, denn es hieß nicht nur den Uebergang pünkt-
lich zu dieser Zeit zu bewerkstelligen, wenn die
Offensive der Armeen Balkanbans soweit gediehen
war, daß das konzentrische Zusammenwirken der
beiden Armeen den Uebergang erleichterte, sondern
der Uebergang mußte auf einem Punkte mit so
großen Kräften stattfinden, daß die daraus gebil-
deten verschiedenen Kolonnen in drei Richtungen
wirken konnten. Erstens nach Norden hinauf, um
die Verbindung mit der Armeekorps herzu-
stellen, geradeaus nach Osten, um den Ring der
angreifenden Truppen so nahe als nur möglich
an Bulgare heranziehen zu können, und drittens
nach Nordwesten, um so die rumänischen Truppen,
die beim Alt eine ausgesprochene Verteidigungs-
stelle einnahmen, durch die Bedrohung ihrer
Flanke zum Rückzug zu zwingen, und die um den
Altübergang kämpfenden Heeresreste Balkanbans
zu entlasten.

Zu weiser Vorhut der Ereignisse wurde seit vie-
len Wochen der Hauptübergangspunkt
bestimmt. Und nun begann hier eine fleißige
Tätigkeit. Dieser Ort war S w i t o v, derselbe
Wasserplatz, wo im russisch-türkischen Kriege die
Russen im Jahre 1877 die Donau zum erstenmal
überschritten. Doch während im russisch-türkischen
Kriege der Uebergang unmittelbar bei der Stadt,
2 1/2 Kilometer flussaufwärts, erfolgte, konnte diese
historische Uebergangsstelle jetzt nicht in Betracht
kommen. Denn anders lagen jetzt die Verhält-
nisse. Was damals an russischen Truppen die
Donau überbrachte, war ein verschwindender Bruch-
teil dieser Massen, die jetzt über die Donau ge-
worfen werden sollten.

Langsam, langsam wurde eine kleine Flotte der
Motorboote, eine Anzahl großer Pontons und
Strandungsboote im Schutze der Insel Perina im
alten Donauarm vereinigt, und außerdem stapelte
man dort all das Material auf, das zum Bau einer
permanenten Brücke über den hier 850 Me-
ter breiten Strom erforderlich war. Als alle tech-
nischen Vorbereitungen getroffen waren, begann
die Konzentrierung der Truppen. Eine Division
nach der anderen marschierte südlich v e l e n e, wo
die eigentliche Uebergangsstelle war, auf, und ver-

teilte sich, ohne viel Aufsehen zu machen, woraus
der Gegner auf die richtigen Vorbereitungen hätte
schließen können, in den zahlreichen Driftkisten
zwischen Switow und Mopski. Die Ereignisse
reisten inzwischen pünktlich im Einklang mit den
Operationen im Norden heran, und als die Trup-
pen des Generals von Falkenhayn Craiova erreicht
hatten, waren auch alle Vorbereitungen bis in das
kleinste Detail an der Donau fertig. Am dem
Strom stand eine große Armee bereit zum Strom-
übergang, der unseren Armeen den Besitz der gan-
zen kleinen Balahai, des fruchtbarsten Teiles Ru-
maniens, bringen sollte.

In einer letzten gründlichen Aufklärungsfahrt
stellten die Monitore fest, daß die Donau von gerin-
gen rumänischen Truppen besetzt sei, und nachdem
die bulgarisch-deutschen Truppen die Inseln bei
Kom, Bibin und Drechowo besetzt haben und bei
Tarn Swetini auf rumänisches Gebiet übergingen,
begann Mittwoch in der frühen Morgenstunde ein
gleichmäßiges Artilleriefeuer entlang des ganzen
unteren Donauufers. Die rumänische Artillerie,
die wahrscheinlich die ganze Kanonade nicht sehr
ernst nahm, antwortete sehr flau, und als dann
das deutsche Feuer sich zum Trommelfeuer heu-
erte, schwieg sie ganz. Nach den Ergebnissen der
Aufklärung wäre dieses Wirkungsschießen der
deutschen Artillerie vielleicht nicht unbedingt nötig
gewesen, doch Generalfeldmarschall v o n M a c k e-
n e n, der die ganze Operation persönlich
aufsah, ließ es nicht, wollte jedes Opfer vermeiden,
und das jenseitige Donauufer blutlos erreichen.

Als Mittwochabend die Dunkelheit eintrat, hörte
plötzlich entlang der ganzen Donaulinie das
Feuern der Artillerie auf, und die ersten vollbe-
ladenen Pontons, von österreichisch-ungarischen
Pionieren und der deutschen Motorbootabteilung
gesteuert, stießen bei v e l e n e von bulgarischen
Ufer ab. Der vom Schutze der letzten Tage
mächtig angesammelte Strom floß nun still da-
hin, und kein Laut regte sich. Auch das Summen
des unendlichen Menschenhaufens, der, der Ein-
schiffung harrend, am bulgarischen Ufer stand, ver-
schlang das einödrige Murmeln des Wassers, das,
von einem lauen Westwind gepeitscht, hohe
Wellen gegen das tiele Ufer der Donau trieb und
die Einschiffung der Truppen, noch mehr aber die
Arbeit der Pioniere, die im Schutze der Dunkel-

heit sofort an den Brückenbau schritten, erschwerte.
In ununterbrochener Kette folgten einander Pon-
ton auf Ponton, und kaum waren die ersten Ver-
bände am jenseitigen Donauufer, da grüßten sie
sich sofort ein und bauten eine kleine Brücken-
kopfstellung aus, um die weitere Ueberbrückung
gegen eventuelle rumänische Angriffe zu sichern.
So dauerte das die ganze Nacht an. Ponton folgte
auf Ponton, und auch der um 5 Uhr sich senkende
Nebel konnte diesen uhrvermögigen Lauf des
Donauüberganges nicht aufhalten. Als der Tag
anbrach, waren bereits zwei Divisionen und etwas
leichte Artillerie am rumänischen Ufer, und die
Brückenkopfstellung, die diese Truppenmacht ein-
nahm, sicherte schon umbeugte den weiteren Ver-
lauf des Ueberganges, der nicht mehr aufhalten
werden konnte. Der ersten bulgarischen
Division, die zuerst überschiffte wurde, folgte eine
gemischte deutsch-bulgarische Division,
dann kam eine türkische Division dran, und
die deutschen Divisionen folgten auf der
binnen 24 Stunden von 3000 österreichischen Pio-
nieren fertiggestellten Kriegsbrücke, auf der
Freitag nachmittag auch die letzten Kolonnen der
schweren Artillerie und die Munitionstransporte
passiert sind. Während des ganzen
Ueberganges fiel kein Schuß. Die ru-
mänischen Truppenabteilungen zogen sich bereits
während des Artilleriefeuers, das dem Uebergang
vorangegangen war, vom Donauufer zurück.

Freitag nachmittag war die ganze d e u t s c h e Ar-
mee in dem Donauhalbbogen zwischen B y s s o r a,
P e t r o s h a n i in voller Stärke entidefend und
schrift zum Angriff auf die kleine Driftkiste S i m-
n i t e a, wo die Rumänen eine starke Verlei-
dungsstellung einnahmen. Von unseren Truppen
fielen 6 Mann, 20 wurden leicht verwundet. So-
viel hat uns insgesamt der ganze Donauüber-
gang, die Einnahme Simnitzeas inbegriffen, ge-
kostet, ein wohl unerreichter Fall in der
Kriegsgeschichte, die wir der genialen
Ausführung des Planes und dem uhrvermögigen
Apparates verdanken können.

Der mächtigste Bundesgenosse Rumaniens, die
Donau, war bezwungen!

(23.)

